

Maxim Biller: "Mama Odessa"

Odessa ist nicht Hamburg

Von Carsten Hueck

17.08.2023

Vergiftet vom Sowjetsystem, von der egozentrischen Zuneigung der Deutschen gewürgt: Der jüdischen Familie in Maxim Billers neuem Roman bleibt nichts erspart. Sehnsucht und Schmerz treibt sie auseinander. Und doch können sie nicht voneinander lassen.

Oft sind es Zufälle, die dem Leben eine Richtung geben. Entsprechend formuliert eine der Hauptfiguren im neuen Roman von Maxim Biller die Erkenntnis, „dass jeder Tag im Leben anders ist, als man erwartet hat.“ Es gibt Pläne und Konzepte, aber das Leben selbst macht einem immer wieder einen Strich durch die Rechnung. Und das Leben, das sind in diesem Fall die Gefühle, der Geheimdienst, eine Lüge - oder eine alte Geschichte.

In Maxim Billers Elternhaus erzählte sein Vater oft, dass er in Moskau, obwohl selbst Kommunist, von einem Freund bei der Partei denunziert wurde und daraufhin von der Universität flog. Diese Geschichte, so der Autor, habe ihn geprägt wie keine andere: die Erfahrung des Totalitären, das sich nicht im Mindesten um die menschliche Wahrheit des Einzelnen kümmert. Vermutlich ist Biller deshalb Autor geworden – um die Wahrheit Einzelner zu erzählen.

Familiengeschichte aus Odessa

In „Mama Odessa“ gibt es viele Einzelne, viele Wahrheiten und eine Kernfamilie: Die Grinbaums aus Odessa, Vater Gena, Mutter Aljona und Sohn Mischa. Mischa ist der Ich-Erzähler des Romans. Er hat einen armenischen Großvater, der dabei war, als am Tolbuchinplatz 1941 über zwanzigtausend Juden Odessas verbrannt wurden. Zufällig war sein Großvater in das Massaker hineingeraten, zufällig konnte er entkommen. Als später seine Tochter mit Mann und Sohn emigriert, bleibt er zurück in der Stadt. Odessa ist in der DNA der Familie.

Zweifelhafte Wiedergutmachung

Die Emigranten nehmen sie unweigerlich mit nach Hamburg. Auch eine Hafenstadt, aber eben in Deutschland, ohne einen Hauch Ukraine, ohne russische Kultur, ohne Juden.

Die Grinbaums landen ausgerechnet im Grindelviertel, wo vor der Shoah jüdisches Leben blühte. Dort stoßen sie auf vergangenheitsbewegte Deutsche, die „ihre“ Synagoge wiederhaben wollen und sich in der „Nelly-Sachs-Loge“ für jüdische Kultur engagieren.

Maxim Biller

Mama Odessa

Kiepenheuer und Witsch, Köln

232 Seiten

24 Euro

Während sich der zionistische Vater Gena nach Israel sehnt, hängt seine Frau an ihrer odessitischen Vergangenheit.

Sie liest Achmatova, Mandelstam, Babel und Pasternak, schaut russische Filme, hört die Lieder von Wyssozki. Sohn Mischa zieht von Hamburg nach Berlin nach München. Er schreibt Romane, um sich von Schwindelanfällen zu kurieren, und wünscht sich eine stabile Gegenwart. Telefoniert er mit der Mutter, steht er am Fenster und schaut nach draußen – ebenso wie sie. Dieses Sehnsuchtsmotiv der Romantik, das Einsamkeit und die Scheidung von Innen- und Außenwelt symbolisiert, durchzieht leise, doch eindringlich diesen Roman.

Der Biller-Style

Maxim Biller schreibt entlang eigener Erfahrungen wieder einmal über eine jüdische Familie. Und über solche, die nicht da sind, wo sie sein möchten. Die vielleicht nicht einmal wissen, wo sie sein möchten. Die einfach versuchen, zu leben. Erinnerungen und alte Gefühle sind ständig präsent in ihrem Alltag. Doch lassen sie nicht von ihren Träumen ab. Auch wenn die Welt draußen fremd oder sogar feindlich ist. Biller schildert das ohne Pathos, aber mit einer Wärme, untergründigen Komik und wohlüberlegten Beiläufigkeit, die sonst in der deutschen Gegenwartsliteratur nicht zu haben ist. Witz, Wut, Verzweiflung, Vergnügen, Tragik und Komik liegen bei ihm ganz dicht beieinander.

Inniges Mutter-Sohn-Verhältnis

Als sich die Eltern schließlich trennen, der Vater zu „seiner Nazihure“ in ein Klinkerhaus zieht, fällt auch die Kleinfamilie auseinander. Odessa aber, Chiffre für einen einzigartigen Daseinsgrund, wird in die Literatur übertragen. Hier begegnen sich die Geschichten des Autors und des Ich-Erzählers. Der Sohn ist Schriftsteller, die Mutter wird es später auch. Sie erkrankt. Es ist nicht klar, ob aufgrund der Spätfolgen einer Vergiftung durch den KGB oder einer zufälligen atomaren Verstrahlung in ihrer Studienzeit. Sehr klar aber ist, dass es derzeit keine so zärtliche Mutter-Sohn-Geschichte gibt wie „Mama Odessa“.